



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Glaß, Luise: Der goldne Engel : Erzählung. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaf

1



ie Sonne stand hinter Sankt Barthelmä; stattlich hob sich die alte Kirche mit ihrem turmhohen Dach vom Abendhimmel ab, und Lina Städel, die über den langen Markt auf die Kirche zu ging, mußte blinzeln die Augen schließen, denn eben jetzt kamen ein paar Strahlen um den plumpen Anbau der Sakristei, und die ganze Marktseite entlang blitzten und blendeten die Fenster der behäbigen Bürgerhäuser.

Das Mädchen mit dem eiligen Werkeltagschritt sah nicht rechts noch links. Gewohnheit hatte ihr die besondern Schönheiten dieses Anblicks verwißt. Tag für Tag eilte sie des Morgens hier herab, den Damen von Senkenberg mit ihren Schneiderkünsten zu dienen, und allabendlich kehrte sie, der Sonne entgegen, nach Hause zurück. Ihr Gesicht aber sah nicht sonnenfroh aus, und je näher sie der glanzverklärten Kirche kam, desto finstrier wurde es.

Sankt Barthelmä stand frei und hoch vor dem Abendhimmel; es war schon lange her, daß man Thor und Mauern dort oben niedergelegt hatte, um den Kirchplatz frei zu machen. Aber die alte Apotheke zum goldnen Engel, zur rechten das nächste Haus bei der Kirche, stützte sich noch heute fest auf das dauerhafte Gemäuer.

Sie war das stattlichste Gebäude des Marktes; je und je hatten die Brände, die mit dem Gerümpel der Stadt aufräumten, vor dem goldnen Engel Halt gemacht.

Ihr Besitzer, der alte Nothnagel, erzählte gern, sein Haus habe ehemals einem Kollegen des Doktor Faust gehört, der gerade so berühmt geworden wäre wie dieser Teufelsbanner, wenn die Dichter ihn erwischt hätten statt des andern — „ungerechter Zufall, wie alles in der Welt.“

Alt genug, diese Erzählung glaubhaft zu machen, sah das Gebäude aus. Hoch und steil war sein Dach, Erker und Türmchen, Bildwerk und Inschriften zierten die Mauern, breite Stufen mit schmiedeeisernem Geländer führten zu dem halbstockhohen Laden hinauf, und die schmale Hausthür zu ebner Erde trug Eichenschnitzerei im besten Nürnberger Geschmack, mit einem pausbäckigen Engel als Kronstück.

Auch über der Ladenthür, in der Höhe des ersten Stockwerks, thronte das Wahrzeichen der Apotheke in einer spitzbogigen Nische, aber hier war es von neuer geschmackloser Arbeit und wurde alljährlich frisch vergoldet. Um seines Glanzes willen

liebten die Kinder Senkenbergs den Engel sehr; Lina Städel, die mit jedem Schritte der Apothekenthür näher kam, nannte ihn ihren Teufel.

Durch die Apotheke führte der nächste Weg in ihres Vaters Wohnung, deren eigentlicher Eingang in der Schuhgasse lag, die jenseits der behäbigen Bürgerhäuser in derselben Richtung mit dem Markte hinkief und nach Westen zu, gerade wie dieser, die Stadtmauer durchbrochen hatte. Dort lehnte sich auf diese Mauer, weniger stattlich als die Apotheke, doch eben so alt und dauerhaft: Ackermanns Schmiede.

Rücken an Rücken standen diese beiden Nachbarn nun schon ein paar Jahrhunderte lang, und ihre Bewohner sahen sich über den langen schmalen Hof hin in die Fenster und auf die Finger; sie nannten diesen Hof den Kegelschub, seine Nordseite begrenzte ein wohlerhaltener Stadtmauerrest, nach Süden schlossen ihn die Seitengebäude der beiden Häuser von dem jüngern Nachbarschaftsgelichter ab. Sankt Barthelmä sah in diesen Hof, und zu Sommerzeiten that es auch die Abendsonne; sie schien gerade hinein in den offenen Gang, der, gedeckt durch ein bretternes Vordach, am ersten Stock dieses Seitengebäudes entlang lief.

Im Bereich der Apotheke lief er an Trockenböden, Darre und Speicher hin; hinter seiner größern Hälfte, die zu Ackermanns Schmiede gehörte, hatte Lizens Vater, der Steindrucker Städel, seine Werkstatt aufgeschlagen; in stetem Wechsel führten hier Thüren und Fenster den dahinter liegenden Räumen Luft zu, und der bretterne Weg mündete in Lizens Rükenthür aus, die den Eintritt in das alte Vorderhaus der Schmiede freigab.

Anten im Hofe schloß ein Bretterzaun mit einer knarrenden Thür die beiden Höfe von einander ab, aber oben auf dem Gange konnte man freien Fußes über die Grenze laufen — leider, leider! denn Tag für Tag lief auch das Unheil diesen Weg entlang.

Guten Abend, Fräulein Lina, guten Abend, wie gehts? fragte es heiser vom Halbstock der Apotheke nach dem Markte hinunter.

Karoline Städel sah nicht auf, als sie antwortete: Guten Abend, Herr Rothnagel.

Den Mann da oben mit der heisern Stimme, der großen, hagern Nase und den Geieraugen haßte sie mit der ganzen Kraft eines leidenschaftlichen Herzens, dem der Liebesquell verschüttet worden ist.

Sie wollte an der geschnitzten Thür vorbeigehn; wenn sie auch mit den Minuten geizte, und der Umweg über den Kirchplatz um die Stadtmauer herum und drüben zur Schmiede hinein groß war — immer noch besser so, als unter dieses Mannes Augen durch die Teufelsthür gehn.

Der alte Rothnagel schien ihr die Gedanken von der Stirn zu lesen, sein schmaler Mund verzog sich zu einem Grinsen, was er lachen nannte, und die heisere Stimme klang spöttlich, obwohl er nur neckisch sein wollte, als er sagte: Nur durch, nur durch! 's ist dem goldnen Engel eine Ehre, wenn Fräulein Karoline Städel den Staub durch seine Hausflur segt.

Da ging sie hindurch, ohne ein weiteres Wort, aber auch ohne Bögern. Was scheute sie denn noch? Es war nun doch alles gleich.

Ein kühler Luftstrom schlug ihr aus dem Durchgang entgegen, über dem Kreuzgewölbe hing schon die Dämmerung.

Aus der Küche am Ende des Ganges schaute ein Mädchen Gesicht heraus: blanke Augen, gebrannte Stirnlöcherchen, gefallsüchtige Jugend. Karoline hatte nur einen mürrischen Dank für den freundlichen Guten Abend der Apothekerstochter.

Es wäre ihr auch ganz gleich gewesen, wenn sie das „eingebildete Person“ gehört hätte, was hinter ihr drein murrte. Ebenso wie ihr des Provisors unhöflicher Gruß gleichgiltig war.

Der junge Herr Frisch hatte Feierabendstaat gemacht, eine blaue Halsbinde mit weißen Tupfen war das Hauptstück, den Scheitel hatte er auch ein wenig gebrannt. Er machte sich im Hofe vor den Küchenfenstern zu schaffen, konnte aber keinen Blick der Haustochter erhaschen. Sein Ärger brummte hinter Karolinen drein: Dumme alte Person.

Lina war erst dreißig Jahre alt, aber zwanzig Jahre schwerer Arbeit und ein Ausdruck von Sorge und Verdrossenheit machten ihr Gesicht älter. Die Gestalt war auch zu breit und zu fest, als daß sie jugendlich hätte aussehen können.

Hart schlugen ihre Sohlen gegen das Pflaster des Apothekenhofs; hart öffnete und schloß sie die Brettthür, die hinüberführte in Aldermanns Bereich; finster ließ sie den Blick über den heimischen Holzgang gleiten. Und doch war der Schmiedehof viel freundlicher als der andre drüben im Schatten des hohen Dachs. Die Sonne sah noch mit einem letzten Blick zu, wie Frau Flörke, die Wäscherin, die zu ebner Erde im Seitengebäude wohnte, die letzten Stücke von der Leine nahm; an ihrer kleinen Vohnenlaube gab's ein paar rote Blüten, die den ganzen Hof hell und lustig machten, und zwischen Stützen, Leinen, alten Karren, Eisenstangen und kränklichen Fahrrädern lief Nettchen Flörke umher; Nettchen, „das Ding,“ wie die Hausgenossen sie nannten — Professor Kilburg im ersten Stock machte sogar Dingelchen daraus.

Das Dingelchen war nicht gerade klein, auch nicht überbeweglich, trotz seiner sechzehn Jahre — wo man noch ein Kind ist, sagte die Mutter, die für arbeiten und zu Hause bleiben war. Aber sie hatte allezeit umherzulaufen; man sah sie bald auf dem Gange, zu dem eine leichte Holzterrasse empor führte, bald unten im Hof, bald auf der Stadtmauer, wo die Luft am besten an die Wäsche heran konnte, bald in der Schmiede, wo die Stähle im Herdfeuer glühten — und wo man sie erblickte, wurde es hell.

Auch Karoline sah etwas weniger grämlich aus, als das Ding an ihr vorbei lief; sie blieb vor dem Waschhaus stehen, nickte Frau Flörke zu und sagte: Morgen zum Abendbrot müssen Sie unsre Gäste sein.

Frau Flörke schlug die Hände zusammen, daß der Seifenschaum flog. Sie war allerdings die Neuste im Kegelschub, erst vor sechs Jahren eingezogen; aber daß Städel's einladen, das war unerhört und noch nie dagewesen, sie kannte ihre Hausgenossen inwendig und auswendig — „denn ich bin eine Frau von Welt und mach mir meine Gedanken über das, was ich sehe.“

Einladen und gleich zum Abendbrot? Der alte Städel, der nie mit dem Nötigen fertig wurde und mit dem Unnötigen erst recht nicht, und die Karoline, die nach nichts verlangte das ganze Jahr, als auß's Nähen zu gehen von früh bis spät und des Abends zu Hause zu brummen übers Unterlassene und Sonntags die Wirtschaft reinzumachen und dann Überarbeit zu thun, was der liebe Gott und die Polizei gleichermaßen verboten — die wollten einladen? Oder etwa der junge Mensch, der gestern glücklich von den Soldaten nach Hause gekommen war? Ein hübscher Mensch, der Scharls, und stattlich geworden beim Militär, aber noch eben so schüchtern zu Hause, und wenn die Lina redete, zu nichts zu haben, als zu einem unterthänigen Ja — der hatte die Einladung auch nicht durchgedrückt.

Frau Flörke wunderte sich immer noch, als Karoline wiederholte: Sie kommen doch sicher.

Und dann machte sie Umstände; die Bildung verlangte das, und sie mußte auch daran erinnern, daß sie eine fleißige Frau sei.

Ja liebes Fräulein Karline, ob ich Zeit hab, ich weiß nicht.

Kommen Sie nur, sagte Karline auf ihre Art, ohne alle Verbindlichkeit, ich nehme mir auch den halben Tag frei, mündig wird einer nur einmal im Leben, und für den Karl soll der Tag einen großen Abschnitt bedeuten.

Was tausend, mündig wird er, der Herr Scharls? Nein so was! Da kommen wir, ei natürlich! — Was sie weiter sprach, und sie sprach noch eine ganze Weile, hörte Karoline nicht; sowie sie die Zustimmung hatte, ging sie mit kurzem Kopfnicken ihrer Wege, ins Haus und durch die Hausthür, bis an die Seitenthür der Schmiede, in der noch der Blasebalg in Schwung war; dort sprach sie einen Gruß hinein in das Hämmern.

Ulwin Ackermann, der Schmied, sah auf und nickte mit dem ruhigen roten Gesicht seiner Mieterin heiter zu. Auch nahm er die Einladung ohne weiteres an; er wußte schon, um was es sich handelte, und hatte mit Karolinen den Fall als Rathgeber hin und her besprochen.

Hier stand sie noch eine Minute still, als sie ihr Ja hatte, und fragte nach ihrem Verlaufe: Wo sind denn die Buben?

Der Schmied lachte.

Schulspaziergang heute; ich denk schon manchmal, ich bin taub geworden, weil ich keinen Lärm höre.

Karoline lächelte; es war so gerade, als ob die Glut, die vom Schmiedeseuer über ihr Gesicht flackerte, Zug um Zug Verdrossenheit, Härte und Alter wegwische.

Alle fünfse auf und davon?

Alle fünfse, und ich denke, das muß dem ganzen Haus einmal wohlthun.

Warum nicht gar!

Chrlisch, Fräulein Städel, es sind böse Buben: die Mutter fehlt. Von fünfse muß ja so wie so schon immer einer das fünfste Rad am Wagen sein, und, weiß der liebe Gott, das Überleie ist einem allemal das nächste. Am Ende finds wohl gar lauter fünfste Räder.

Sie versündigen sich, Meister.

Gott behüte, mit vieren möchte ich deshalb noch lange nicht fahren — es war nur so eine Bemerkung, wie der nachdenkliche Mensch sie macht, wenn ihm gerade das Radreisen geläufig ist.

Ihnen sind noch ganz andre Dinge geläufig, sagte Karoline, von den Jungen ablenkend und trat an den Werkstisch, auf dem eine Blumenranke lag — Schmiedearbeit, noch nicht fertig, aber weit genug, die gefällige Form zu verraten.

Ein Kunstwerk, Meister.

Er lachte vergnügt. Sonntagsarbeit, will sagen: mein Feierabendpläsier! Nur erlaubt, wenn ich Zeit hab — aber Kunstwerk? Behüte, Fräulein Karoline, immer bescheiden.

Sie sind wohl ein Künstler, sagte sie eifrig, gerade so gut wie ein nachdenklicher Mensch.

Wollen Sie mir noch einen Spitznamen aufhängen? Das nachdenkliche Haus heißt meine Schmiede schon, von wegen meiner Redensart und dem Professor oben und Ihrem Vater, vor dem die Leute einen höllischen Respekt haben — ja doch, Fräulein Linchen.

Respekt wie vor einem Schwarzkünstler.

Behüte; reinlichen, einfachen Respekt. Na, und dann kam die gute Flürke und sagte immer, wenn sie drüben am Bach ihre Wäsche flachte: Denken, Frau Nachbarin, denken ist die Hauptsache! — Das brach denn die Speiche! nun heißen wir bei dem unbefinnlichsten Gassenbuben das nachdenkliche Haus.

Was nicht geschimpft ist, Meister, und ein Künstler kann man deshalb auch noch sein.

Nun also, nun gut! wenn Sie es mögen: Künstler und nachdenklicher Mensch — in meinem Fach natürlich, jeder in seinem Fach.

Er lachte herzlich. Dabei war die Arbeit fertig geworden; der Lehrjunge ließ den Blasebalg ring fahren, Ackermann legte den Hammer weg, wischte sich die Hände ab und gab Karolinen die Rechte: Nur immer guten Mut, Fräulein Linchen, und auf ein fröhliches Fest morgen abend, und bereden Sie den Bruder fein lüde.

Eiligen Schritts, die in der Schmiede versäumte Zeit einzuholen, stieg Karoline die Treppe hinauf nach des Vaters Wohnung. Im ersten Stock, neben dem Professor hatten sie ein Zimmer vorn hinaus; die übrige Wohnung streckte sich hinter dem Holzgang den Hof entlang.

Karoline trat von der Treppenflur geradezu in die Küche, deren Geschirr unordentlich umher stand, wie von Männermahlzeiten; sie öffnete die leere Vorderstube, hängte Hut und Arbeitsbeutel an einen Nagel, band sich eine blaue Schürze vor und ging zurück in die Küche, durch deren dritte Thür der lange hölzerne Unheißgang in das Vorderhaus einmündete.

Als sie diese Thür zurückschlug, blieb sie unwillkürlich stehen, sah gerade aus, seine ganze Flucht entlang und lauschte. Ganz still wars da draußen; an der Grenze der beiden Seitengebäude wehte ein vergessenes Stück Wäsche, eine vorwitzige Bohnenranke, die sich verklettert hatte, schwankte haltlos in einem weichen Abendlüftchen, Schwalben, die unter dem Vordach nisteten, zwitscherten leise, schon halb im Traum — Eine seufzte tief auf und bedeckte die Augen mit der Hand.

Das war so friedlich und lind; da auf das kleine Bänkchen neben der Küchentür sinken und sich gar nicht mehr rühren müssen, still und froh sein wie der Feierabend draußen, nicht wie das Ding, dessen Gezwißcher aus dem Waschhaus heraufklang — nicht jung und froh — das war sie nie gewesen, das war nichts für sie, nur still sein — ausruhen —, sie meinte sich noch nie so danach gelehnt zu haben, wie heute.

Eine Minute lang, dann schüttelte sie die Stimmung ab. Ungehunde Stimmung! Sie hatte zu thun, nicht nur mit den Händen, wie der Geselle, dem der Meister die Arbeit vordenkt, sie mußte Matrose sein und Steuermann zugleich, sie mußte bedenken und einrichten, sorgen und schaffen, mußte ermahnen, wo sie lieber bewundert, und hart sein, wo sie sich lieber angelehnt hätte.

Aber das wußte sie nicht einmal mehr, selbst solch eine unbestimmte Feierabendsehnsucht wurde schnell überwunden — sie strich sich mit der Hand über die Augen und sah wieder eine nüchterne Welt.

Sofort setzten sich ihre Füße in Bewegung und trugen sie vorwärts, den Gang entlang. Zuerst an einem Fenster vorbei, das dem Schlafzimmer von Vater und Bruder Luft gab. Sie sah hinein: dort drinnen wars leer; dann zu einem zweiten, das gab der Werkstatt Licht, da stand ein junger Mensch an der Presse und druckte.

Rasch trat Karoline durch die nächste Thür.

Noch nicht Feierabend, Karl? Vorwärts, vorwärts! ich muß rein machen hier; morgen giebt's andre Arbeit, und Montag früh muß ich beizeiten weg.

Der Jüngling sah auf, halb Bitte, halb Verlegenheit im Blick; er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er vornübergefallnes Haar zurückstreichen, eine Bewegung, die er in der Soldatenzeit nicht verlernt hatte, und sagte: Aber da ist noch zu thun.

Sie ging schnell zu dem großen Tisch, der quer vorm Fenster im Lichte stand, und sah forschend über die Blätter, Steine, Stichel und Vorlagen hin, die dort in bunter Menge lagen.

Die Karten für den Rat?

Druck ich eben.

Die Geheimsache fürs Amt?

Dort auf dem Stein.

Da fehlt noch an der Schrift!

Der Bote vom Rat war schon da und kommt gleich wieder, drum druck ich erst dies.

Und inzwischen vergeht das letzte Licht. Laß mich! Sie drängte ihn von der Presse weg, er setzte sich an den Arbeitstisch, schob die Lederscheibe in den Mund, die den Stein vor dem Atem des Arbeitenden schützen muß, und fuhr mit leichter Hand in der kaum begonnenen Abschrift fort.

Ein paar Minuten arbeiteten die Geschwister schweigend, dann fragte Line: Wie könnt ihr so zurück sein? Es war wenig genug Arbeit für zwei Männer. Gott sei geklagt!

Nothnagel jaß am Vormittag hüben, und Nachmittag hat er Vater geholt.

Vater geholt! und sieht selber zum Fenster hinaus!

Mit zwei Schritten stand sie an der Thüre des Nebenraums und stieß sie auf. Sie nannten ihn im ganzen Hause die Hexenküche, und unheimlich mochte er durch seine fremdartige Ausrüstung den hereinschauenden Kindern manchmal erschienen sein. Verstärkt wurde dies Gefühl dadurch, daß den fünf fünften Nädern jedes Betreten des Raums unter tausend heiligen Donnerwettern verboten worden war; aber auch Line mußte sich jedesmal eines Schauders erwehren, wenn sie des Vaters eigenstes Zimmer betrat.

Auch hier stand der Steinschneidetisch am Fenster, sonst aber glich dieser Arbeitsraum in nichts der Werkstatt nebenan — überall an den Wänden, an der Decke, auf hohen Borten, auf niedern Gestellen standen, lagen und hingen Modelle von Luftschiffen und Flugmaschinen. Die Mongolfière schwankte neben der Charlière, Vesniers Doppelflügel versprachen den Besuch der Sterne, und Trouvis Flügelflieger schwebte wie ein Vogel Greif mit ausgebreiteten Schwingen an der Decke; Blanchards Jahrmarttsballon mit dem Fallschirm und den zerbrechlichen Flügelrädern fehlte so wenig wie Abbé Desjorges fliegender Nachen, der sich nie über die Erde zu erheben vermocht hatte.

Da hingen Schraubensflieger und Flächenflieger, da schwebten Luftbälle von allerlei Formen und in allen Stufen der Füllung. Dupuy de Lômes Ellipse strogend, Griffards Cigarrenförmiger schon wieder etwas faltig, andre zusammengeschlappt, sodas ihre Form nicht mehr zu erkennen war.

Und nicht diese Modelle allein, sorgfältig ausgeführt bis ins kleinste, füllten das Zimmer: was irgend über Flugkunst und Luftschiffahrt jemals gedruckt worden war, hatte sich hier vereinigt. Merkwürdigkeiten und Seltenheiten fanden sich in dem bescheiden Seitengebäude der alten Schmiede. Das Zeitungsblatt, worin Blanchard im Jahre 1784 seine erste Fahrt mit dem „fliegenden Schiff“ markt-schreierisch angekündigt hatte, lag neben den Spottversen, die seine mißglückten

Denkversuche geißelten; der Bericht über Gambettas Flucht aus dem belagerten Paris fehlte so wenig wie die phantastisch wissenschaftlichen Romane Cyranos von Bergerac, der seinen Helden den Mond erreichen ließ, ehe ein Menschenkind sich über den Erdboden erhoben hatte.

An den Wänden, überall da wo die Modelle Raum ließen, hingen die Bilder der Luftschiffer — die Brüder Mongolfier richteten ihre edelgeschnittenen Profile geradeaus, zu Professor Charles hinüber, der ihre kühnen Versuche so schnell übertrumpft hatte; Blanchards kleinpiffiges Gesicht fehlte so wenig wie die mutigen Engländer Green, Cocking und Robertson; Madame Garnerin lächelte mit einem Zirkuslächeln von der Wand herab, das keiner hatte sehen können, wenn sie sich aus ungeheurer Höhe mit ihrem Fallschirm aus dem Ballon stürzte, und Pilâtre de Roziers kühnes Chevaliergesicht stand auf dem Werkisch am Fenster, gerade da, wo drüben bei dem jungen Städel Senefelders kluge, freundliche Augen der Arbeit zuschauten.

Was hätte Senefelder auch gewollt auf einem Platz, wo niemand an Lithographie denken mochte? Wohl stand da ein Stein mit begonnener Schrift und künstlerisch angelegter Umrandung, aber er war beiseite geschoben, und der Staub bedeckte seine empfindliche Fläche, ebenso wie Scheibe, Stift und Schleifer verdeckt waren von dem andern, das hier Herrenrecht genoß. Schrauben, Feilen, Zänglein, Federn, Spiralen, Räderchen, Lupen, Retorten, Gummischläuche, eine Lötlampe, eine galvanische Batterie und noch Hundertelei, was sich dem ersten Blick verbarg, machten zweifelhaft, ob da ein Uhrmacher oder ein Chemiker haufe.

Diesem Tisch gegenüber, an der Rückwand, deren Mittelstück von dem Luftschiffermuseum frei gelassen war, stand ein zweiter Tisch, und hier unter einem leicht abhebbaren Glaskasten thronte „das Gespenst des Hauses“: das Modell, an dem der alte Städel seit zwanzig Jahren arbeitete und versuchte, zerstörte und wieder zusammenstellte.

„Ich und der alte Städel,“ würde Apotheker Nothnagel gesagt haben; in Wahrheit beschränkte sich Nothnagels Mitarbeit aber zumeist auf dreinreden und neue Einfälle kundgeben.

Anfangs hatte Städel die Chemiekennnisse seines Genossen angestaunt und benutzt, jetzt war er ihm längst auch darin nachgewachsen; er beherrschte „sein Fach,“ wie man etwas beherrscht, was man mit dem Herzen betreibt.

Sowohl, mit dem Herzen, mit einem Herzen so erfüllt von dem einen, daß nichts andres mehr Raum darin findet.

Lina dachte an dieses volle Herz, das sie ein leeres nannte, während sie finstern Blicks die Hexenküche musterte, am finstersten den goldnen Engel, der wie ein Schutzgeist von einem kleinen Wandbrett auf das Modell herabsah — ein pausbäckig lächelndes Kindergesicht, bescheidne Flügelchen und dralle, hilflose Glieder. Hätte er nicht aus Nothnagels Hause gestammt, vielleicht wäre Lina nicht blind gegen den naiven Reiz des kleinen Burschen gewesen, dem so wenig mehr von dem einstigen Golde anhaftete, daß allerorten die kräftige Holzmaser unter der verregneten Unnatur hervorschaute.

Ehedem hatte er, ein Altersgenosse des Thürengels, in der Apothekennische gestanden, bis eines Tags den Nothnagel „das Renovieren“ packte; da brachte er das Holzbüchchen zum Nachbar.

Ich muß einen neuen Engel über die Thür haben, aber Glück hat dieser da unserm Hause gebracht, und so mag er jetzt das seine an unserm Luftschiff thun — nur solch einen alten, guten Hausgeist nicht absetzen.

Dazu lachte er, obgleichs ihm im Innersten damit ernst war; und um dieses Lachens willen, und weil der himmlische Nub aus der Apotheke kam, haßte ihn Lina als die Verkörperung ihres häuslichen Unglücks.

Jäh wandte sie sich auch jetzt von ihm ab und trat in die Werkstatt zurück. Was sollte sie in der Hexenküche? Der Vater war nicht da, und wäre er auch drüben gewesen, daß Notwendige hätte er gewiß nicht gethan.

Ich muß mit dir reden, Karl, begann sie — aber da kam der Bote des Rats zum zweitenmal mit ungeduldiger Frage. Stumm holte sie ein Schächtelchen vom Sims, nahm das zugeschnittne Seidenpapier aus dem Kasten und legte dann rasch und gleichmäßig, wie man gewohnte Arbeit thut, wechselweise Karte und Schutzblatt hinein.

Erst als der Junge mit den Karten fort war, sah sie dem Bruder wieder ins Gesicht, doch knüpfte sie nicht am abgerissenen Ende an, sondern fragte: Sind denn die Johannisfestprogramme fort? und da Karl dies verneinte, fügte sie schnell hinzu: Dann trag sie hinüber, die Vogenherren mußt du warm halten, ich besorg unterdessen das Abendbrot.

Als er aber gegangen war, kümmerte sie sich nicht um das Essen; sie setzte sich an den Arbeitstisch, ergriff Stichel und Scheibe und schrieb mit sicherer Hand weiter an der Geheimsache für das Amt, die nicht in eine Druckerei gepostet hatte.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Ruckuckseier. Welcher vernünftige Mann hält es für möglich, daß irgend eine gute oder schlechte englische Zeitschrift Aufsätze eines deutschen Admirals aufnahme, worin den Engländern gepredigt würde, sie hätten keine größere Berechtigung, die See zu beherrschen, als irgend ein anderer Großstaat? Wer das schrankenlose Nationalgefühl der Großbriten einigermaßen kennt, muß die Frage verneinen. Aber daß ein englischer Admiral in einer deutschen Zeitschrift systematisch den Wert der Seemacht für Deutschland und für andre Festlandsstaaten heruntersetzen darf, so etwas kann eben nur bei uns, im Volke der Denker, vorkommen. Der Engländer kommt dabei natürlich auf seine Kosten; er verwirrt verschiedene unklare Köpfe und erschwert denen die Arbeit, die die Unkundigen über die Unentbehrlichkeit der Seemacht zu belehren suchen. Zerstoren ist bekanntlich leichter als aufbauen; ein Admiral, der der deutschen Opposition zuruft, Deutschland brauche keine Panzerschiffe, wird bei ihr jedesmal mehr Beifall finden, als wer mit guten Gründen für die Flottenvermehrung eintritt. Im Reichstage spielte deshalb der erste Aufsatz des englischen Vizeadmirals a. D. B. S. Colomb, der im Aprilheft der „Deutschen Revue“ erschienen ist, eine Rolle, weil man sich auf der Linken einbildete, in den bizarren Ideen des Verfassers ein Mittel gegen den Neubau von Panzerschiffen gefunden zu haben. Colomb, der ohne Zweifel ein sehr kluger Mann ist, auch in Fragen des Straßenrechts zur See und in andern schon sehr verständige Ansichten geäußert hat, hatte nämlich das Märchen vom gepanzerten